

## Sagen, was ist

### Subjektive Bemerkungen zum Führen beraterischer Dialoge

Auf den folgenden Seiten sollen einige Aspekte psychologischer Beratung akzentuiert werden, die für mich im Lauf der letzten Jahre als Berater und in der Weiterbildung von KollegInnen<sup>1</sup> an Bedeutung gewonnen haben. Nichts davon kann natürlich wirklich neu sein, und doch erscheint es angesichts mancher Entwicklungen in der psychosozialen Landschaft und im Gesundheitswesen notwendig und sinnvoll, gelegentlich daran zu erinnern. Zur zunehmenden Bürokratisierung, Manualisierung und zu der Fokussierung auf Effizienz scheinen jene Ansätze immer weniger zu passen, die therapeutische und beraterische Wirksamkeit verknüpfen mit Begriffen wie Begleitung, Begegnung und dialogische Beziehung. Sie bedürfen – als Teil einer menschengemäßen Verständigungskultur - verstärkter Aufmerksamkeit. Die BeraterIn agiert in dieser Perspektive weniger als fachkundige, aber im Grundsatz austauschbare ExpertIn für die Konstruktion rascher Problemlösungen. Sie ist vielmehr WegbereiterIn für das Zustandekommen hilfreicher Dialoge und Mitwirkende an ihnen – Begegnungen auf Augenhöhe zwischen Menschen mit ihrer je eigenen sozialen Einbindung, ihrer Geschichte und ihren Leidens- wie Bewältigungserfahrungen.

*Gegen Ende eines ersten Gesprächs mit Frau A. erlebe ich mich unter starkem Druck, als sie mich mit tränenfeuchten Augen bittet: „Versprechen Sie mir, dass es wieder gut wird mit meinem Freund. Ich kann hier nicht rausgehen ohne diese Gewissheit.“ Natürlich sind mir einige Varianten vertraut, um auszudrücken, dass ich mein Möglichstes zu tun bereit bin, dass ich aber keine Garantie geben kann. Ich entscheide mich dann für einen Satz, der am ehesten an meiner Befindlichkeit anknüpft: „Ich ahne, wie wichtig es Ihnen ist, wieder Sicherheit zu gewinnen. Ihnen das zu versprechen macht mir Druck und engt mich ein. Ich weiß aus Erfahrung, dass ich am hilfreichsten für Sie sein kann, wenn ich im Kontakt mit Ihnen möglichst frei denken und fühlen kann.“*

Macht eine solche Ausführlichkeit, vielleicht auch: Umständlichkeit wirklich Sinn? Dieses Beispiel und einige weitere sollen unterschiedlich gelungene Annäherungen an ein Ideal beraterischer Begegnung bebildern, das ich so skizzieren will:

In einem durch professionelle Standards definierten Raum treffen zwei oder mehr Personen aufeinander, nehmen Kontakt miteinander auf und geraten im positiven Fall in einen vertrauensvollen Dialog, der einerseits Merkmale einer intensiven zwischenmenschlichen Interaktion aufweist, andererseits aber geprägt ist durch eine hohe Künstlichkeit. Diese ergibt sich zwingend aus sei-

---

<sup>1</sup> Angesichts der Geschlechterverhältnisse im Beratungsbereich habe ich mich für diese Form entschieden, Männer und andere Geschlechtsvariationen mit einzuschließen

ner Zielorientierung, seiner zeitlicher Begrenzung und vor allem aus einer vorgegebenen Asymmetrie.

Da ist die oder der Ratsuchende, KlientIn, PatientIn, KundIn mit Fragen und Beschwerden in einer aktuellen (Arbeits-, Beziehungs-, Ausbildungs-)Situation mit Ängsten, Zweifeln, Hoffnungen und natürlich auch mit Ressourcen, mit einem Klärungs- oder Lösungsanliegen oder mit der Erwartung von Verständnis und Beistand.

Und da ist die BeraterIn mit ihrer Geschichte, ihrer Persönlichkeit, mit ihrem Fach- und Veränderungswissen, mit ihren Lebens-Haltungen, mit (vielleicht etwas mehr) Gelassenheit und mit der auf Erfahrung gründenden Zuversicht, dass es gut ausgehen kann – Mitmensch und ExpertIn in einem, die sich für eine verabredete Zeit dem Gegenüber ganzheitlich zur Verfügung stellt, mitdenkend, mit-fühlend, mit-zweifelnd, unvermeidbar subjektiv und begrenzt.

Über verschiedene methodische Verfahren und theoretische Ansätze hinweg dreht es sich also darum, eine beraterische Haltung einzunehmen, mit der ich aufklärerische, entwicklungsfördernde und entängstigende Impulse verbinde. Auf eine kurze, hoffentlich nicht zu verkürzende Formel gebracht, könnte diese Haltung mit „Sagen, was ist“<sup>2</sup> bezeichnet werden. Die BeraterIn beteiligt sich innerhalb des von ihr oder institutionell gesetzten Rahmens an dem Versuch, dem Anliegen der Ratsuchenden Ausdruck zu verleihen, es zu verstehen und Perspektiven für Lösungen / Ausgänge zu kreieren. Die wichtigste Form dieser Beteiligung besteht darin, sowohl die Wahrnehmung dessen, was die Ratsuchende mitteilt (also ihr „Sagen, was ist“) wie auch das, was dabei in der Beraterin kognitiv und affektiv in Bewegung gerät, zur Sprache und in angemessener Form in den Dialog einzubringen. Sprache ist hier in einem weiten Sinn gemeint und schließt sowohl die Körpersprache als auch z. B. Symbolisierungen und gestalterische Produktionen ein. In jedem Fall geht es darum, Erlebtes so zu beschreiben, dass es – im Diskurs oder in innerer Auseinandersetzung – reflektiert, bezweifelt, transformiert und integriert werden kann.

Aus dieser Basis-Konstruktion heraus, die gleichzeitig ziemlich trivial und ziemlich anspruchsvoll, voller Widersprüche und voller Ambivalenzen, erlernbar und schwer operationalisierbar daherkommt, und die über die Einzelberatung hinaus auch für Paar-, Familien- und Gruppensituationen Gültigkeit haben soll, ergeben sich eine ganze Reihe von bedenkenswerten Gesichtspunkten, auf die ich im folgenden – weit weg von der Behauptung von Vollständigkeit – hinweisen möchte.

*In einer recht zugespitzten Beratungssituation mit dem Ehepaar B., beide Anfang 50 und als Lehrer tätig, wendet sich die Frau an mich: „Wenn Sie uns hier so erleben - sehen Sie da überhaupt noch eine Chance für unsere Beziehung?“ Ich finde in mir*

---

<sup>2</sup> „Sagen, was ist“ war Leitspruch von SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein, der sich dabei möglicherweise auf Ferdinand Lassalle bezog, der „die Macht des Aussprechens dessen, was ist“ als „das gewaltigste politische Mittel“ bezeichnete.

gerade noch genug Zuversicht, um die Frage spontan bejahen zu können, aber auch widersprüchliche Vorstellungen von sehnsüchtiger Verbitterung und verzweifelter Zuwendung, und ich beschließe, dem Paar dazu Rückmeldung zu geben. Da ich beide schon als verbal außerordentlich beschlagen kennengelernt habe und sie stets bedroht sehe, sich in Kämpfe um die Definitionshoheit für verwendete Begriffe zu verwickeln, frage ich nach ihrem Einverständnis, meinen momentanen Eindruck von ihrer Beziehungssituation als Skulptur mit ihnen zu gestalten. Nachdem ich mein inneres Bild von den beiden aufgestellt habe, beginnt Frau B. sofort, leise zu weinen, Herr B. signalisiert, wie unerträglich es für ihn sei, auch nur einen Moment länger in seiner Position zu verharren. Der Rest der Stunde ist dann gefüllt mit der Reflexion dieser Erfahrung, wobei ich es präsent halte, dass der Ausgangspunkt das subjektive Bild eines Dritten war. Die Sitzung endet mit der Aufgabe, die dem Paar zugedachten Positionen noch einmal einzunehmen und je eine nächste Bewegung zu finden, die das Befinden etwas verbessern könnte, und schließlich in einer Stimmung, die ich mit etwas Optimismus als erleichterte Heiterkeit interpretiere.

„Sagen, was ist“ im oben erwähnten Sinn schließt alle beraterische Teilhabe am Dialog mit den Ratsuchenden ein – wie z. B. psychoedukative Erklärungen, Fragen, das Spiegeln von emotionalen Erlebnisinhalten, die Einbringung von Resonanz- oder Gegenübertragungselementen, das Erzählen von Geschichten, das Formulieren von Deutungen, Vorschläge zu Übungen oder „Hausaufgaben“, Kommentare zu kreativen Produktionen wie Malen, Sandspiel, Aufstellungen etc., Zusammenfassungen von Gesprächssequenzen und den Umgang mit Setting-Aspekten wie Sitzordnung, Zeitrahmen und Kontrakt, letztlich auch, wenngleich vielleicht weniger steuerbar, Mimik und Körperhaltung. Damit verbinde ich den Anspruch, dass zum einen bei allen Äußerungen die **Subjektivität** der BeraterIn kenntlich bleibt, und dass sie, auch bei vermeintlich objektiven fachlichen Aussagen, und erst recht auf den schwankenden Böden psychologischer Interpretationen zu ihrer unvermeidlichen Begrenztheit stehen kann. Die Relativität von Gewissheiten, unvermeidliche Ambivalenz, Unsicherheit und Zweifel sollen neben Interesse und Aufmerksamkeit im Kontakt ihren Platz behalten können. Dadurch kann sich in der BeraterIn, in den Ratsuchenden und zwischen ihnen ein Raum bilden, der das weitere gemeinsame Forschen erleichtert und die Angst, sich ungeschützt zu zeigen, auf beiden Seiten schrittweise mildert. Die BeraterIn, in der Regel beim aktuellen Beratungsanliegen weniger belastet und von daher die weniger eingeschränkte Dialogpartnerin, kann dabei zum Modell für die Ratsuchenden werden. Ein befreiteres Reden kann als exemplarische Erfahrung die Fähigkeit zum Führen innerer Dialoge befördern.

Herr C. kommt zum wiederholten Mal deutlich zu spät und murmelt eine vage Entschuldigung. Ich teile ihm meine leichte Verärgerung mit. Danach kann ich ihm gelassener sagen, dass ich es als meine Aufgabe sehe, die Verspätung auch als eine mögliche Mitteilung von ihm zu verstehen. Da er damit zunächst nichts anfangen kann, frage ich ihn, ob er hören möchte, was mich daran beschäftigt, und was meine KollegInnen in einer Fallbesprechung vielleicht dazu sagen würden. Auf sein Ja hin beschreibe ich einige mir nahe liegenden Hypothesen über die implizite Bedeutung des Zuspätkommens. Eine davon greift Herr C. auf und weist sie entschieden von sich. In der Folge rege ich an, eigene Überlegungen zu seinem Umgang mit unserer Verabredung anzustellen und wir geraten darüber in ein ziemlich lebendiges

Gespräch (Zudem kommt der Ratsuchende bei den weiteren Terminen um einiges pünktlicher...).

Natürlich bedarf nicht alles, was Ratsuchende äußern, über die Grundhaltung aufmerksamen Zuhörens hinaus eines Beraterischen Kommentars. Und bei weitem nicht alles, was die BeraterIn dabei erlebt, kann sich in ihren dialogischen Beiträgen wiederfinden. Wichtigstes Kriterium für das Ausmaß, in dem sie ihre Subjektivität einbringt, ist die jeweilige Vorstellung von **Asymmetrie**, die als Rahmenbedingung des Beraterischen Dialogs vorgegeben ist. Sie gründet sich darauf, dass sich alle Aktion und Reflexion stets auf die Ratsuchenden bzw. ihr Anliegen beziehen soll. Zwischen der weitgehenden Abstinenz der PsychoanalytikerIn mit der darin intendierten Einladung zu Einsicht fördernden Übertragungsprozessen einerseits und eines auf klar ausgehandelten Zielvereinbarungen und daraus folgenden Interventionsschritten beruhenden Behandlungsprogramms andererseits sind viele stimmige Positionen denkbar.

Alle Äußerungen der BeraterIn bedürfen aber auf je eigene Art der **Transparenz**, die es den Ratsuchenden ermöglicht, einen Bezug herzustellen zwischen ihrem Anliegen und den Einbringungen der BeraterIn. Transparenz entsteht z. B. durch die sorgfältige Erklärung einer angewandten Methode oder Technik, oder dadurch, dass die Beschreibung einer Gegenübertragung / Resonanz sich bezieht auf vorausgehende Dialoginhalte („gerade fällt mir auf, dass mir heute wie schon beim letzten Gespräch ein Lied von... durch den Kopf geht, wenn Sie von Ihrer Tochter sprechen. Das kann natürlich ausschließlich mit mir und meiner Geschichte zu tun haben, aber es kann auch sein, dass es auf etwas in Ihnen hinweist, was noch nicht recht zur Sprache gekommen ist. Macht es in Ihren Augen Sinn, darüber einen Moment nachzudenken?...“). Transparenz kann auch heißen, den theoretischen Kontext einer Deutung zu erläutern („...in meiner Ausbildung habe ich gelernt, dass Menschen, die häufig zu spät kommen, möglicherweise damit einen Ärger ausdrücken, den sie aus Angst vor Zurückweisung nicht direkt mitteilen können...“). Und Transparenz könnte sich aus der Beschreibung nonverbaler Signale und der eigenen Reaktion darauf ergeben („seit einigen Minuten werde ich innerlich unruhig. Es könnte sein, dass das damit zu tun hat, dass Sie so sanft und leise darüber sprechen, wie Ihr Vater Sie gedemütigt hat. Da bin ich geradezu erleichtert, zu sehen, dass sich gleichzeitig Ihre Hand zur Faust geballt hat.“). Wichtig dabei ist der Gebrauch vorsichtiger, „tastender“, Widerspruch und Gegenrede dulddender Formulierungen.

Das getrennt lebende, unheilvoll verstrickte und zerstrittene Elternpaar D., vom Jugendamt an die Beratungsstelle verwiesen, um in einigen zentralen Fragen bei der „Ausübung des Umgangsrechts“ mit den beiden Kindern im Grundschulalter tragfähige Vereinbarungen auszuhandeln, gerät zum wiederholten Mal in eine lautstarke und wüste Auseinandersetzung, die ich erst nach einigen Anläufen dadurch unterbrechen kann, dass ich mich, aufgerichtet und mit schon leicht bebender Stimme, als „Hausherr“ einbringe, der die Grenzen dessen, was im Beratungszimmer passiert, zu bestimmen hat. Ich nutze die dann eintretende Stille, um meine Wahrnehmung der aktuellen Befindlichkeit beider Elternteile zu beschreiben und vermeide dabei tunlichst jegliche Aussage über kausale Zusammenhänge. Ich erfrage die Bereit-

*schaft / Fähigkeit, wieder zuhören zu können und erinnere dann an die Verabredung, dass die Gespräche ausschließlich der Erarbeitung von Regeln im Interesse der beiden Kinder dienen. Daran anknüpfend beschreibe ich einige meiner Gefühle im Kontakt mit beiden Eltern, und wie sehr mich mein Erleben erinnert an Erfahrungen aus Therapiegruppen mit Kindern in Trennungs- und Scheidungssituationen. Danach scheint die Rückkehr zum konkret anstehenden Beratungsthema (Ort und Zeitpunkt der Kinder-Übergabe nach einem Wochenende beim Vater) wieder möglich.*

Eine besondere Beachtung gebührt den unterschiedlichen Formen, Ratsuchenden **Fragen** zu stellen. Mindestens genauso bedeutsam ist auch der Umgang mit den Fragen in umgekehrter Richtung. Dieser Aspekt ist in gewisser Weise exemplarisch für die ganze Beziehungsgestaltung. Fragen drücken das Bedürfnis nach Orientierung aus, sie versuchen den Kontakt zum Gegenüber. Sie stehen für Interesse am Anderen und für die Anteilnahme an dem, was ihn ausmacht und bewegt. Sie können auf elegante Weise Informationen zu Sachverhalten bereitstellen und eine entlastende Öffnung von Themen im Konjunktivischen bewirken („Wie würde Ihr Partner reagieren, wenn Sie Ihm jetzt Ihren allergerheimsten Wunsch anvertrauen würden?“). Fragen können neue Perspektiven befördern, das Nachdenken anregen, vertiefen, fokussieren. Sie stellen möglicherweise auch implizit Erwartungen beim Anderen her – z. B. analog zu einer Situation beim Arzt, der die Symptome abfragt, um dann mit einer Behandlung, Verschreibung oder Überweisung fortzufahren. Fragen lösen – ausgesprochen oder zurückgehalten - Gegenfragen aus wie die, warum der Andere gerade das oder jenes wissen will, Bedeutungszuschreibungen und natürlich auch Abwehr- und Schutzreaktionen.

Unvermeidbar haben Fragen, wenn sie über Floskelhaftes hinausführen etwas aggressiv-eindringendes an sich, wollen etwas ans Licht heben, rühren möglicherweise an unsichtbare Schamgrenzen oder übertreten sie. Fragen stehen im Kontext der eigenen Beziehungserfahrungen häufig für hierarchische Situationen (z. B. bedürftig, beschuldigt, unter Aufsicht vs. wissend, anklagend, kontrollierend) und können starke affektive Reaktionen auslösen. Und schließlich dienen Fragen immer wieder nur zur schieren Überbrückung von verlegenen Momenten und Schweigephasen, in denen Ungewissheit darüber herrscht, ob sie als vertane Zeit oder vielleicht mehr als Vorbedingung einer produktiveren Fortsetzung des Gesprächs gelten sollen.

All dies liefert gute Gründe, Fragen so zu formulieren, dass sie stets auch den inneren oder äußeren Bezug der FragerIn zu erkennen geben und die Ratsuchenden dazu anzuregen, dies auch zu tun. Eingebettet in eine Mitteilung, die dem Gegenüber die Herkunft einer Frage und das eigene Erkenntnisinteresse aufschließt, verliert sie in der Regel an Spannungspotential oder intrusiver Bedrohlichkeit und verstärkt implizit die Intention eines gemeinsamen, möglichst offenen Forschens nach Ausgängen für die Bedrängnis der Ratsuchenden.

Diese Einbettung ist eigentlich nie trivial. Schon die Aushändigung eines Fragebogens oder eines Statistikblatts, bevor überhaupt ein erster Gesprächskontakt stattgefunden hat, bedarf in diesem Sinn eines sorgfältigen, aufklärenden

Kommentars vorab oder wenigstens im Nachhinein. Rückmeldungen von Ratsuchenden bestätigen mich in der Annahme, dass es für sie höchst interessant und anregend fürs weitere Nachdenken ist, wenn sie mehr darüber erfahren, warum wir dieses oder jenes von ihnen wissen wollen. Andererseits tut sich vermutlich manche BeraterIn leichter damit, auf Fragen von Ratsuchenden eine Antwort zu finden, wenn sie deren Beweggründe kennt.

*Schon zu Beginn eines Erstgesprächs mit dem Ehepaar E. aus einer als „sehr katholisch“ bekannten Kleinstadt möchte die Frau, deren unverwandter Blick mir etwas Kritisches, Strenges vermittelt, wissen, ob und wie sehr ich kirchlich gebunden sei. Herr E. zeigt sich davon peinlich berührt, bezeichnet die Frage als unverschämt. Ich versuche, in einigen, wenigen Sätzen Zutreffendes dazu zu sagen, was auf meine Arbeit als Berater bezogen bleibt, weise dann darauf hin, dass es in dieser knappen Stunde möglichst viel um die Ratsuchenden gehen soll und bitte darum, dass Frau E. ihrerseits etwas dazu äußert, was ihr an der Frage wichtig war. Am Ende der Sitzung, nach der Vereinbarung weiterer Gespräche, meint sie lächelnd, dass sie „das mit der Kirchlichkeit“ ja eigentlich gar nicht so genau habe hören wollen.*

Beschreiben, was ist, setzt voraus, dass die Beraterin sich mit dem Begehen verschiedener **Sprachräume** vertraut macht. Die dialogische Bereitstellung eigener Wahrnehmungen und Kompetenzen bedarf anschlussfähiger Formulierungen, abhängig z. B. von kultureller Herkunft und Sprach-Milieu der Ratsuchenden. Der Zugang zum Reichtum an Worten, Bildern, Metaphern, der in jeder Sprache ruht, erweitert die Variationsbreite eines klientenzentrierten Sprechens (und vielleicht auch den Respekt für Ungesagtes und Unsagbares). Die Lektüre von Gedichten und Romanen aus unterschiedlichsten „Szenen“ kann in dieser Hinsicht manche Fachliteratur wenn nicht ersetzen dann zumindest profitabel ergänzen.

Noch davor steht ein Wissen um die Gefahr allzu schnellen Verstehens. Im öffentlichen / medial vermittelten Sprechen und im gängigen Kommunikationsstil sozialer Netzwerke verstärkt sich in meiner Wahrnehmung eine Tendenz zur Vereinfachung bis hin zur „Homogenisierung“ aller außergewöhnlichen Gefühlserfahrungen – als ob z. B. mit einem Begriff wie „emotional“ schon alles wesentliche gesagt sei. Viele Selbst-Mitteilungen enden in einem vageverwischenden „...keine Ahnung“ oder „irgendwie“. In der Beratung schafft da die entschleunigte Aufmerksamkeit der Beraterin die Voraussetzung bei den Ratsuchenden für ein differenzierteres Bemerkens und Benennens ihres Erlebens („Darf ich Sie da eben unterbrechen – ich würde gerne besser verstehen, was Sie da genau empfunden haben, als es <ganz emotional> wurde“).

Immer wieder stößt der verbale Dialog zwingend an die Begrenzung, die durch die lineare Struktur der Sprache vorgegeben ist. Über sprachlich fassbare Bilder und Metaphern hinaus finden Ratsuchende oft erst in den offenen Formen kreativer Gestaltung, psychodramatischer Inszenierung oder in Symbolisierungen Momente einer subjektiven Wahrheit und Stimmigkeit. Deren Signifikanz muss vom erlebenden Subjekt gedeutet, auf den Begriff gebracht werden, um mentalisiert und integriert werden zu können. Gerade diese äußerst kostbar anmutenden Augenblicke verlangen von der teilhabenden Be-

raterin sorgfältigen Respekt und vorsichtige Zurückhaltung bei der Bereitstellung eigener Assoziationen und Interpretationen. Die Beschreibung dessen, was da begleitend in der BeraterIn aufleuchtet, kann so zur Erweiterung des Sichtfeldes dazu gestellt werden.

*Einige Zeit nach einer Beratungsstunde mit dem Ehepaar F., in der die Frau eine Sandspielszene zu ihrem Befinden in der Beziehung aufgebaut hat, steht die Ratsuchende allein wieder vor der Tür und bittet darum, das Sandbild noch ergänzen zu dürfen. Da ich tatsächlich noch Zeit habe, lasse ich mich von der ernststen Nachdrücklichkeit ihres Wunsches dazu bewegen, mit ihr die bereits abgeräumte Szene wieder aufzustellen. Frau F. setzt eine eindruckliche Figur dazu, und sie verabschiedet sich nach einem intensiven Blick darauf und mit den Worten „so - jetzt stimmt es“. In der nächsten Sitzung nehme ich (in vielleicht zu selbstverständlichem Bemühen um Allparteilichkeit und Wiederherstellung einer Balance im Dreieck Paar – Berater?) auf diesen Nachtrag Bezug. Herr F. reagiert überrascht, seine Frau zeigt sich irritiert und kurz angebunden. Es gelingt nicht, das „Sagen, was in jedem der Beteiligten ist“ in einen Dialog zu bringen. Es geht mit anderen, aktuellen Themen weiter. Nach diesem Termin sagt das Paar „vorerst“ weitere Termine ab.*

Im Gespräch mit Menschen, die Therapie- oder Beratungserfahrungen haben, konzentrieren sich die positiven Erinnerungen in meiner Wahrnehmung deutlich mehr auf die Nach-Bilder von TherapeutInnen / BeraterInnen denn auf konkrete Lernschritte, Techniken, Einsichten, die es ja zweifellos gegeben haben muss, wenn das Unterfangen als hilfreich erlebt wurde. In der generalisierten, vielleicht nachträglich auch idealisierten Erfahrung erscheint eine belastbare, reaktive, einfühlsame und kenntliche **Person**, die ihre Schwächen nicht verhehlt, der sie aber auch leicht nachgesehen werden. Ein Wesen mit hinreichendem Humor, das sich gelegentlich verwickeln und berühren lässt, und das dennoch souverän genug wirkt, sich nicht selbst zum Thema zu machen oder machen zu lassen.

Nehme ich mir vor, dem als Berater nachzueifern, gerate ich leicht auf schwieriges Terrain. Im Anspruch verbergen sich Fallstricke und etliche Widersprüche. Der Idee, im beraterischen Dialog, wenn auch nur jeweils zeitlich begrenzt, ein „guter Mensch“ zu sein, uneigennützig, wohlwollend, affektiv ganz präsent und doch zurückgenommen, stehen alltägliche Erfahrungen gegenüber:

Es gibt einen institutionellen Rahmen, der die Professionalität meines alltäglichen Handelns einfasst – rückenstärkend und begrenzend, eine unterschiedlich angemessene Bezahlung, eine aktuelle Stimmungslage im Team und natürlich viele weitere Faktoren, die daran erinnern, dass die Beziehungsgestaltung zu den Ratsuchenden wesentlich dem Broterwerb dient. Eine pflichtgemäße Dienstleistung mit Abrieb und in unterschiedlicher „Tagesform“. Das wird am schmerzlichsten dann bemerkbar, wenn, aus welchen Gründen auch immer, das Befinden an Leib und Seele und damit die eigene Person als das einzig verfügbare Arbeitsinstrument beeinträchtigt ist.

Und da gibt es die relativierenden Beziehungserfahrungen im Privaten, unge löste Konflikte und die stets implizit gegenwärtigen Frage, wie viel an kommunikatonsfördernder Gesprächshaltung nach einem Arbeitstag für die PartnerIn, für die Kinder, für Freunde noch übrig bleibt. Und nicht selten steht da der mangelhaft eingelöste Wunsch, die Asymmetrie im Kontakt zu den Ratsuchenden würde durch symmetrische Begegnungen in der Freizeit ausbalanciert und kompensiert.

Am oben umrissenen Berater-Ideal nagt auch jede Erfahrung im Umgang mit Ratsuchenden, die die BeraterIn auf ihre Schattenseiten verweist – eigene Ängste, Sehnsüchte, unverheilte Kränkungen, narzisstischer Eifer, die sich mit Eigendynamik in den Dialog drängen. Auch intensives Durcharbeiten in der Selbsterfahrung führt ja oft nicht zu ihrem Verschwinden, sondern bestenfalls dazu, dass sie als Teil der Person akzeptiert und integriert werden können.

Was immer die BeraterIn motiviert hat und motiviert, diesen Beruf auszuüben, was sie dazu befähigt, und welche Einschränkungen und Defizite sie bei sich wahrnehmen mag – ihr Wissen darum sollte im Sinne eines „Sagen, was ist“ dialogfähig sein. Natürlich nicht als ungefragt eingebrachte Selbstdarstellung / -erklärung, aber als reflektierte Haltung, die sich implizit vermittelt und gegebenenfalls explizit kommunizieren lässt.

*Nach einer ca. 15stündigen Gesprächsreihe ist Frau G. im verabredeten Abschlussgespräch voll des Lobes für die Beratung. Allerdings seien gerade in der letzten Woche einige der schon als überwunden geglaubten Symptome wieder aufgetreten. Am liebsten würde sie noch einige weitere Stunden kommen oder wenigstens per e-mail mit mir in Kontakt bleiben. „Sie wissen ja, wie gut Sie mir tun und wie wichtig Sie mir geworden sind. Aber ich weiß ja auch, dass das Ihr Beruf ist, zu den Klienten nett zu sein.“ Mit innerer Stimmigkeit kann ich der Ratsuchenden sagen, dass ich ihr das Ende der Beratung jetzt gut zutraue, dass die Arbeit mit ihr durchaus von Sympathie geprägt sei, das habe sie ja sicherlich auch bemerkt, und dass ich hoffe, sie nehme etwas von dieser Sympathie mit als Haltung sich selber gegenüber. Das würde auch mir die Trennung erleichtern.*

„Sagen, was ist“ als dialogische Haltung verlangt hohen Einsatz. Wohlwollende Aufmerksamkeit, Einfühlung, das Zur-Verfügung-Stellen von emotionalem und kognitivem Wissen sind allgemeine Merkmale einer intimen zwischenmenschlichen Beziehung. Zeitlich getaktet und als asymmetrische, professionelle Dienstleistung ergeben sich strukturell offensichtliche Parallelen zur Prostitution. Und möglicherweise drohen auch vergleichbare **Risiken** - Entfremdung, Selbstausbeutung und –destruktion samt daraus folgenden Sucht- und Depressionsphänomenen. Obschon vermutlich jeder BeraterIn genug einfällt, was ihr „Geschäft“ zu Recht von der Praxis käuflicher Liebe abgrenzt, bleibt umso mehr Anlass, sich vor der Erosion und dem Ausbrennen der Seele zu schützen, die eben nicht immer „mein bestes“ geben kann.

Im Äußeren heißt das im unmittelbaren beruflichen Handeln ein ausreichendes Maß an Supervision und kollegialer Fallbesprechung in einem als geschützt erlebten Raum, der Rückhalt im Team und bei den Vorgesetzten und

letztlich eine Institution, in der ein Dialog auf Augenhöhe nicht nur der Klientel zugestanden wird. Für die Innenseiten der BeraterIn bleibt die ständige Herausforderung, eine stimmige Balance von Einfühlung und Abgrenzung zu halten. Dies setzt die Fähigkeit zum Getrennt- und Für-Sich-Sein voraus.

Zu gewinnen sind dabei jene berührenden Erfahrungen, die wir unter dem Begriff Resonanz diskutieren und wohl auch ohne diesen Begriff anstreben: die mitgestaltende Teilhabe am großen Strom des Lebendigen und die Befreiung, die ungeachtet aller relativierbaren Wahrheiten in der Wahrhaftigkeit einer Begegnung möglich wird.

Samuel Beckett lässt seinen Roman „Murphy“ mit dem Satz beginnen „Die Sonne schien, da sie keine andere Wahl hatte, auf nichts neues“. So mag es auch dem Auge der LeserIn gehen. Alles in den vorangegangenen Zeilen findet sich an einer oder mehreren Literaturstellen wieder, die im Lauf der Jahrzehnte meine beraterische Haltung mitgeprägt haben. Ein vollständiger Quellennachweis wäre so angebracht wie unmöglich. Erwähnen möchte ich aber einige grundlegende Erfahrungen: die prägende Auseinandersetzung mit der klientenzentrierten Gesprächstherapie, das partnerschaftliche Aushandeln von Lernschritten und Therapiezielen in der Verhaltenstherapie, die faszinierende Kreativität systemischer Interventionen, psychodramatische Selbsterfahrung, die zahllosen Stunden auf der Couch und im psychoanalytisch orientierten Supervisionsteam der Tübinger Beratungsstelle. Nicht weniger wichtig waren die vielfältigen Auseinandersetzungen mit Beratungsverläufen im Kreis von KollegInnen und WeiterbildungskandidatInnen. Einer besonderen Erwähnung bedarf Irwin D. Yalom, dessen Roman „Die rote Couch“ schon im letzten Jahrtausend humorvoll und scharfsinnig alle Widerspruchsfacetten von wahrhaftiger Begegnung und Dienstleistungsnotwendigkeiten schildert, ohne sein therapeutisches Ideal dabei zu opfern.